

Die andere Wirtschaft: Vorschlag für eine eigenständige feministische Ökonomie*

Dieser Text ist eine kurze Einführung in die Idee der ›anderen Wirtschaft‹. Die andere Wirtschaft befasst sich mit der direkten Produktion und Erhaltung von Menschen als Selbstzweck. Ein wichtiges Merkmal der anderen Wirtschaft besteht darin, dass kaum Produktivitätssteigerungen möglich sind. Es wird zur Diskussion gestellt, dass die Erforschung der anderen Wirtschaft die Basis bilden könnte für eine eigenständige feministische Ökonomie.

Nähme man die feministische Kritik an der Ökonomie ernst – was würde sich in der ökonomischen Theorie und Praxis ändern? Anders gefragt: Wie könnte eine neue ›feministische Ökonomie‹ aussehen? Im vorliegenden Text schlage ich eine mögliche Antwort auf diese Frage vor.

Sandra Harding (1987) hat dargelegt, dass – wenn auch nicht klar sei, ob eine eigenständige feministische Forschungsmethode existiere –, die feministische Forschung doch dadurch eigenständig sei, dass sie Frauenfragen zu beantworten suche. Weil sie ihre Aufmerksamkeit auf Frauen und deren wirtschaftliche Situation richten, wählen feministische Ökonominnen für ihre Studien oft andere ökonomische Probleme als die, die im Fokus der Mainstream-Ökonomen stehen. Feministische Ökonominnen stellen andere Fragen. Sie interessieren sich dafür, wie die Wirtschaft die Frauen beeinflusst und wie Frauen die Wirtschaft beeinflussen.

Frauen haben in der Wirtschaft immer noch eine andere Stellung inne als Männer. Sie stellen generell einen geringeren Anteil an der [bezahlten] Arbeiterschaft, haben niedrigere Einkommen, arbeiten in hochsegmentierten Beschäftigungsgruppen und Industriezweigen mit niedrigem Status und nehmen einen weit grösseren Anteil der unbezahlten wirtschaftlichen Tätigkeiten auf sich, die zu Hause ausgeführt werden. Viele der Unterschiede im wirtschaftlichen Status von Männern und Frauen sind dem unterschiedlich hohen Engagement ge-

Susan Donath

ist emeritierte Professorin für Biostatistik und Epidemiologie und war zuletzt Dozentin am Key Centre for Women's Health an der Universität von Melbourne.

schuldet, das Männer und Frauen in der direkten Kinderbetreuung eingehen. Für Kinder und andere Abhängige zu sorgen, ob nun bezahlt oder unbezahlt, ist immer noch weitgehend Frauensache.

In den meisten Ländern ist Kinderbetreuung eine sehr schlecht bezahlte Beschäftigung. Die anhaltende Verantwortlichkeit der Frauen für die direkte Betreuung ihrer Kinder (und die damit verbundene Hausarbeit) ist wohl eine der Hauptursachen für die anhaltende ökonomische Benachteiligung der Frauen gegenüber den Männern.

Aus diesem Grund beziehen sich viele Fragen, die feministische Ökonominen stellen, auf Betreuung und Kinder (zum Beispiel Jean Gardner 1997; Nancy Folbre 1994b, 1995; Maren Jochimsen und Ulrike Knobloch 1997). So schreibt Barbara Bergmann: »Feministische Ökonominen interessieren sich zunehmend für die Art und Weise, wie es der Wirtschaft gelingt oder in vielen Fällen nicht gelingt, Ressourcen für die Kinderbetreuung bereitzustellen« (1990: 73).

Feministische Epistemologinnen¹ hinterfragen, ob Einfachheit in wissenschaftlichen Erklärungen notwendigerweise ein wünschbares Ziel sei, besonders wenn dies bedeutet, dass die Erklärungen weniger adäquat sind, als sie es wären, wenn eine grössere Komplexität erlaubt wäre (Helen Longino 1998). Meines Erachtens ist die Mainstream-Ökonomie mit ihrer einzigen zentralen Erzählung von der kompetitiven Produktion und dem Austausch in Märkten eine allzu simple Theorie, um eine adäquate Erklärung der Wirtschaft zu bieten, insbesondere wo diese die weibliche Care-Arbeit betrifft und von dieser betroffen ist.

Ich glaube nicht, dass der Versuch, das ökonomische Standardmodell auf Kinder und die Sorge-Arbeit auszudehnen, für feministische Ökonominen von grossem Nutzen wäre. Die »Neue Haushalt-Ökonomie« (NHE)² ist ein Versuch, dies zu tun; sie bietet keinen nützlichen Rahmen, um jene Fragen zu analysieren, die die meisten feministischen Ökonominen interessieren. Bei der Lektüre von Gary Beckers »Abhandlung über die Familie«³ fällt auf, wie verwirrt alles dargestellt ist. Becker scheint unfähig, ein einziges konsistentes Modell durch das ganze Buch hindurch zu entwickeln. Stattdessen präsentiert er eine Vielfalt an Modellen und unternimmt keinen Versuch, ihre wechselseitige Konsistenz zu beweisen. Ich nehme die Schwierigkeiten und Widersprüche in den Arbeiten von Becker und anderen NHE-Theoretikern als Beleg dafür, dass es keinen direkten Weg gibt, Fragestellungen zum Thema Kinder dem ökonomischen Mainstream-Modell einzuverleiben. Um es mit Folbre zu sagen, »purzeln Kinder aus jeder Kategorie heraus, in die Ökonomen sie stecken wollen« (1994a: 86).

Weil das Mainstream-Modell vor allem das Marktverhalten unabhängiger, kompetitiver Individuen im Blickpunkt hat, werden Kinder und Sorge-Arbeit, falls sie überhaupt vorkommen, nicht als zentrale Themen angesehen. Sie erscheinen meist als schwierige und eher spezialisierte Probleme an der Peripherie der ›richtigen‹ Ökonomie.

Ich glaube, dass eine feministische Ökonomie darauf bestehen muss, dass es nicht eine, sondern zwei gleich wichtige ökonomische Erzählungen, Modelle oder Metaphern gibt. Zwar gibt es die Geschichte vom Wettbewerb in Märkten, aber ebenso gibt es die Geschichte von der anderen Wirtschaft. Die andere Wirtschaft kümmert sich um die direkte Produktion und Erhaltung von Menschen. Diese direkte Produktion und Erhaltung von Menschen ist ein Selbstzweck, und kein Mittel, um Güter zu produzieren. Kinder zu produzieren und für sie zu sorgen ist ein sehr wichtiger Teil der anderen Wirtschaft, aber es ist nicht der einzige Teil.

Ebenso gibt es jene Zuwendung, die es braucht, um Erwachsene durchs ganze Leben hindurch zu erhalten. Vieles davon ist Selbstfürsorge, aber zum grossen Teil sind es auch unbezahlte Sorgeleistungen, die Frauen Männern angedeihen lassen. Diese Umsorgung findet nicht nur innerhalb der Haushalte statt, sondern in allen Lebensbereichen mit zwischenmenschlichen Interaktionen, einschliesslich dem Arbeitsplatz. Die Umgebungen im Gesundheitswesen und die Bildungsinstitutionen sind besonders wichtige Nicht-Haushalts-Schauplätze der anderen Wirtschaft. Die andere Wirtschaft basiert eher auf Geschenken und Reziprozität als auf Tausch. In dieser Wirtschaft maximieren die Individuen weder Nutzen noch Profit; stattdessen handeln sie in Übereinstimmung mit Normen, Erwartungen und Überzeugungen – sowohl ihren eigenen wie auch jenen, die von äusseren Kräften diktiert werden. Folbre definiert etwa ›Care-Arbeit‹ als eine, die »auf sich genommen wird aus Zuneigung oder aus Verantwortungsbewusstsein für andere und ohne die Erwartung einer unmittelbaren pekuniären Abgeltung« (1995: 75).

In einer Theorie, deren zentrale Erzählung von kompetitiven Märkten handelt, erscheint eine ökonomische Aktivität als anomal, wenn sie auf Geschenken und nicht auf Tausch beruht. Kenneth Bouldings Diskussion der Stiftungsökonomie⁴ ist einer der wenigen Versuche in der Mainstream-Ökonomie, Geschenke in die wirtschaftliche Analyse einzubeziehen. Doch sein Ansatz ist wahrscheinlich von geringem Nutzen für feministische Ökonominen, denn er konzentriert sich auf Zuschüsse in der ›öffentlichen‹ Ökonomie, erwähnt kaum die ›Stiftung‹ von Sorgeleistungen für Kinder, Kranke und Alte, und verkennt deren ge-

schlechtsspezifische Natur. Dafür lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Tatsache, dass die andere Wirtschaft nicht zwingend ein gütiger Ort ist, auch wenn ihre Merkmale Geschenke und kooperatives Verhalten sind. Er nennt sie »die Ökonomie von Liebe und Angst«⁵ (1981) und weist darauf hin, dass die Motivation zum Schenken ebenso gut Angst wie Liebe sein kann. So wie der Markt kein gütiger Ort ist für jene, die wenig Marktmacht besitzen, so ist auch die andere Wirtschaft nicht gütig für jene, die dazu gezwungen sind oder genötigt werden, die Care-Arbeit für andere zu leisten, besonders wenn die Normen der Umsorgung wenig Gegenleistung für die Umsorgenden vorsehen.

Die Geschichte von der anderen Wirtschaft beginnt bei einigen dieser Aspekte weiblicher Produktionsarbeit, die schlecht in die Mainstream-Geschichte von den Märkten passen. Anders als in den Arbeiten von Becker und der NHE wird die andere Wirtschaft nicht auf die Haushalte begrenzt. Der Haushalt ist ein wichtiger Schauplatz der anderen Wirtschaft, aber keineswegs der einzige. Es gibt keine saubere Trennlinie, die die andere Wirtschaft innerhalb und die Tauschwirtschaft ausserhalb der Haushalte eingrenzt. So wie das Marktmodell eine idealisierte Erzählung ist, die gewisse Aspekte der Realität abstrahiert, so ist es auch die Erzählung von der anderen Wirtschaft. Die beiden Wirtschaftsformen sind getrennt, aber unentwirrtbar verflochten, vielleicht fast wie DNA-Stränge. Viele, wenn nicht alle produktiven Aktivitäten weisen Elemente beider Wirtschaftsformen auf. Aus meiner Sicht befasst sich das Projekt der feministischen Ökonomie damit, die andere Wirtschaft zu beschreiben und zu analysieren – sowohl für sich genommen als auch in ihren Interaktionen mit der Marktwirtschaft.

Im nächsten Abschnitt umreisse ich kurz ein Beispiel derartiger Analyse mit dem Augenmerk auf der Natur der Arbeit in der anderen Wirtschaft.

Ein wichtiges Merkmal der Arbeit in der anderen Wirtschaft ist, dass allgemein nur wenig oder kein Produktivitätszuwachs möglich ist. Tatsächlich kann dies als definierendes Merkmal der anderen Wirtschaft angesehen werden.

Viele produktive Aktivitäten, die personenbezogene Dienstleistungen umfassen, bieten wenig oder keinen Spielraum für gesteigerte Produktivität. Viele Dienstleistungen erfordern direkten Kontakt zwischen jenen, die die Dienstleistung konsumieren, und jenen, die sie anbieten. Versuche, die Produktivität zu steigern, indem die Menge persönlicher Kontakte reduziert wird, reduzieren nur die Qualität der Dienstleistung [1].

Ein Mainstream-Ökonom, der die Aufmerksamkeit auf das Thema der Produktivität in den personenbezogenen Dienstleistungen gelenkt hat – wenn auch im Kontext der Marktwirtschaft – ist William Baumol. Er nennt es die »Kostenkrankheit« im Sektor der Dienstleistungen und beschreibt sie wie folgt:

»Weil Produktivitätssteigerungen für die meisten Dienstleistungen sehr schwierig sind, ist zu erwarten, dass ihre Kosten jahrein, jahraus schneller steigen als die Kosten von Industriegütern. Über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten kann sich dieser Unterschied in der Wachstumsrate aufsummieren, so dass Dienstleistungen im Vergleich mit Industriegütern enorm teurer werden.« (William Baumol und Alan Blinder 1985: 546)

Baumol erörtert dieses Thema hauptsächlich in Bezug auf das Problem der Kunstfinanzierung, obwohl er es auch im Zusammenhang mit Gesundheit und Bildung erwähnt hat (Baumol 1967; Baumol und W. Oates 1972).

Wie angesichts der Unsichtbarkeit von Kindern in der ökonomischen Mainstream-Theorie nicht anders zu erwarten, gibt es noch keine Diskussion darüber, wie die »Kostenkrankheit« auf die Kinderbetreuung oder allgemein auf die Care-Arbeit zutrifft. Dies obwohl die Betreuung von Säuglingen und kleinen Kindern ein klares Beispiel für eine Aktivität ist, die kaum Produktivitätssteigerung erlaubt. Es gibt eine eindeutige Grenze für die Anzahl Säuglinge und kleiner Kinder, die eine Person betreuen kann. Wird diese Grenze überschritten, sind vernachlässigte Kinder die Folge, und nicht Produktivitätssteigerungen.

Die »Kostenkrankheit« hat in der Mainstream-Ökonomie wenig Aufmerksamkeit erhalten. Das Mainstream-Modell geht implizit davon aus, dass überall Produktivitätssteigerungen möglich sind, oder dass andernfalls produktivere Aktivitäten die weniger produktiven ersetzen. Susan Himmelweit (1995) stellt fest, dass der ökonomischen Denkweise ein bestimmter ›Arbeits‹-Begriff zugrunde liegt. Ein Merkmal dieser ›Arbeit‹ ist, dass es keine Rolle spielt, wer sie ausführt; oder anders gesagt, dass es eine Trennung zwischen dem Arbeiter und dem Produkt der Arbeit gibt. Wird der Arbeitsaufwand der ökonomischen Standard-›Arbeit‹ reduziert, muss dies keinerlei Auswirkung auf das Endprodukt haben. Himmelweit folgert, dass Sorge-Arbeit nicht in diese Definition von Arbeit passt, weil Sorge-Arbeit nicht von der Person getrennt werden kann, die sie ausführt. Die Beziehung zwischen der umsorgenden und der umsorgten Person ist essenziell.

Eine Reduktion des Arbeitsaufwands bei der Care-Arbeit wird immer das ›Endprodukt‹ beeinflussen, weil sie die Beziehung zwischen der umsorgenden und der umsorgten Person beeinflusst und weil diese Beziehung untrennbar mit dem »Endprodukt« verbunden ist. Ein Grund, warum die Mainstream-Ökonomie die »Kostenkrankheit« ignoriert, liegt vermutlich darin, dass es schwierig ist, sie mit dieser Vorstellung von ›Arbeit‹ zu versöhnen.

Auf verschiedene Arten versuchen die Märkte mit dem ›Problem‹ umzugehen, dass die Produktion da, wo persönliche Dienstleistungen vorkommen oder wo die Mechanisierung kaum zu steigern ist, einen hohen Arbeitsaufwand birgt: Die Arbeit kann in Niedriglohnländer verlegt werden; niedrig entlohnte ›Gastarbeiter‹ oder illegale Immigrantinnen können angestellt werden; die Arbeits-›Produktivität‹ kann durch längere Arbeitszeiten bei gleichem Lohn gesteigert werden, Qualitätseinbußen infolge reduzierten Arbeitsaufwands werden in Kauf genommen.

Solche Strategien beobachten wir im Zusammenhang mit Kinderbetreuung und anderen Formen der Sorge-Arbeit. Zum Beispiel werden oft schlecht bezahlte ›Gastarbeiterinnen‹ oder illegale Immigrantinnen als Kindermädchen in wohlhabenderen Ländern angestellt. Ein anderes Beispiel liefert eine neue Untersuchung von Arbeitenden in Kinderbetreuungsstätten der USA, die befindet, dass die Angestellten oft unbezahlte Arbeit leisten, um die Erfordernisse des Jobs nach ihrem Massstab zu bewältigen (Myra Strober, Suzanne Gerlach-Downie und Kenneth Yeager 1995).

Zudem besteht der konstante Druck, den Arbeitsaufwand für personenbezogene Dienstleistungen zu verringern, indem der Umfang oder die Häufigkeit der Dienste vermindert wird, und/oder indem das Element der persönlichen Dienstleistung und des direkten Kontakts reduziert wird. Dieser Druck kann auch in der anderen Wirtschaft auftreten. Arlie Hochschild erörtert eine Strategie von Eltern in Zeitnot, mit der sie ihre Entscheidung rationalisieren, immer mehr Zeit mit bezahlter Arbeit zu verbringen – nämlich indem sie sich einreden, dass Kinder gar nicht so viel Elternzeit und Aufmerksamkeit brauchen, wie sie ursprünglich dachten. Laut Hochschild entwickelten einige der Eltern, die sie untersuchte,

»Ideen von minimalisierter Zuwendung, die ein Kind, ein Partner oder sie selber ›wirklich brauchten‹. Im Grunde verleugneten sie die Bedürfnisse der Familienmitglieder, während sie selber zu emotionalen Asketen wurden. Sie fanden sich ab mit weniger Zeit, weniger Aufmerksamkeit, weniger Spass, weniger Verständnis und we-

niger Unterstützung zu Hause, als sie früher für möglich gehalten hätten. Sie liessen das Leben emotional schrumpfen.« (1997: 220–221)

In vielen Fällen, wenn vom Markt erbrachte Dienstleistungen abnehmen, gibt es eine entsprechende Zunahme an Dienstleistungen, die von der anderen Wirtschaft verrichtet werden. Wenn etwa Spitäler ihre Arbeitskosten zu reduzieren versuchen, indem sie Patienten früher entlassen (»quicker and sicker«), muss jemand, in der Regel eine Frau, zuhause zusätzliche Pflege für die Kranken erbringen. Was als Produktivitätsverbesserung erscheint, wenn man es nur aus marktwirtschaftlicher Sicht betrachtet, sieht aus der Perspektive der anderen Wirtschaft ganz anders aus, weil hier nicht nur die (unbezahlt) erbrachte Sorge berücksichtigt wird, sondern auch ihr Effekt auf das Wohlergehen der Sorgenden.

Was sind nun die Auswirkungen der »Kostenkrankheit« auf die Sorgearbeit sowohl in der Marktwirtschaft wie in der anderen Wirtschaft?

Baumol bezieht die »Kostenkrankheit« nur auf den Markt und behauptet, da Produktivitätssteigerungen nie einen Wohlstandsverlust bewirken könnten, bedeute gesteigerte Produktivität in einigen Sektoren der Wirtschaft aufs Ganze gesehen, dass wir uns mehr von allem leisten könnten, einschliesslich persönlicher Dienstleistungen.

»Gesteigerte Produktivität bedeutet, dass wir uns von *allem* mehr leisten können – medizinische Versorgung und Bildung ebenso wie TV-Geräte und elektrische Zahnbürsten. Die Rolle von Dienstleistungen hängt in Zukunft davon ab, wie wir unsere Prioritäten setzen. Wenn wir Dienstleistungen genügend hoch bewerten, können wir mehr und bessere Dienstleistungen haben – für ein gewisses Opfer bei der Produktivitätsrate der Industriegüter.« (Baumol und Blinder 1985: 547)

Indem er diese ziemlich optimistische Schlussfolgerung zieht, versäumt es Baumol, zwei wichtige Aspekte zu berücksichtigen – die wichtige Rolle des relativen statt absoluten Einkommens und die Tatsache, dass es eine absolute Grenze gibt für die Menge persönlicher Dienstleistungen, die in einer Wirtschaft zur Verfügung steht.

Die Verteilung des Einkommens ist von entscheidender Bedeutung für die Frage, ob persönliche Dienstleistungen erschwinglich sind. Man stelle sich zum Beispiel eine Gesellschaft vor, in der alle denselben Stundenlohn verdienen. In dieser Gesellschaft könnte keine Mutter es sich leisten, jemanden bei sich zu Hause für die Betreuung ihrer Kinder anzustellen, während sie woanders einer bezahlten Arbeit nachginge, weil

sie der Betreuerin gleich viel bezahlen müsste, wie sie selber verdient. Eine Betreuerin kann nur für wenige kleine Kinder sorgen, und deshalb müsste die Mutter für jedes betreute Kind selbst dann einen bedeutenden Teil ihres Einkommens nach Steuern aufwenden, wenn sie es in eine Tagesstätte brächte. Solange die Einkommen gleich bleiben, kann wirtschaftliches Wachstum an diesen Proportionen nichts ändern.

Wirtschaftliches Wachstum fällt jedoch in Bezug auf die Erschwinglichkeit von Gütern tatsächlich ins Gewicht. Bei genügendem wirtschaftlichem Wachstum können sogar jene mit den tiefsten Einkommen sich solche Dinge wie Fernseher und Kühlschränke leisten. Denkt man das obige Beispiel weiter, so können Menschen also bei wirtschaftlichem Wachstum und wenn sie die Anteile des Einkommens nicht ändern, die sie für personenbezogene Dienstleistungen und für Güter ausgeben, immer grössere Mengen von Gütern kaufen, aber immer nur denselben Umfang an Dienstleistungen.

Sind die Einkommen ungleich, so hängt die Erschwinglichkeit von Dienstleistungen, wie etwa Kinderbetreuung, vom relativen Stundenlohn der Betreuenden ab. Wer einen viel höheren Stundenlohn hat als die Kinderbetreuerin, kann sich Kinderbetreuung leisten. Wird die Kinderbetreuung im Vergleich zu anderen Arbeiten schlecht bezahlt, so können sich mehr Menschen Kinderbetreuung leisten. Hier kommt natürlich die Frage der Sorge-Qualität auf. Wenn Kinderbetreuerinnen die am schlechtesten bezahlten Arbeitnehmenden sind, was heisst das dann in Bezug auf die Qualität der Sorge, die man von ihnen erwarten darf?

Die »Hilfe für arbeitende Eltern«⁶, ein Plan, den uns Heidi Hartmann und Barbara Bergmann (1995) nahelegen, liefert eine weitere Illustration des Problems. Im von ihnen vorgeschlagenen Paket würde der Staat erwerbstätige Alleinerziehende mit zwei Vorschulkindern mit total 16'000 US-Dollars unterstützen. Davon würden 9500 US-Dollars für die Kinderbetreuung aufgewendet, was den Elternteil zu Vollzeitarbeit befähigen würde. In einem Minimallohn-Job würde sie voraussichtlich 8500 US-Dollars verdienen.

Ich möchte nicht gegen den Plan argumentieren. Worauf ich hinauswill ist, dass der Staat, um eine Alleinerziehende zur Aufnahme einer bezahlten Arbeit zu befähigen, sie mit einer Kinderbetreuungs-Beihilfe ausstatten müsste, die grösser ist als das Einkommen, das sie erwartungsgemäss verdienen würde. Hebt man das Niveau des Minimallohns an, den der Elternteil verdient, so löst dies nicht unbedingt das Problem, denn die Schwierigkeit liegt in der Differenz zwischen dem Elternlohn und dem Kinderbetreuungslohn. Mit anderen Worten: Ohne staatliche

Intervention werden sich schlecht bezahlte Eltern nie Kinderbetreuung von guter Qualität leisten können.

Die zweite wichtige Feststellung zu personenbezogenen Dienstleistungen lautet, dass ihr absoluter Umfang beschränkt ist. Durch Produktivitätssteigerungen in anderen Sektoren der Wirtschaft steht ein grösserer Anteil der Arbeitnehmerschaft dem Sektor der personenbezogenen Dienstleistungen zur Verfügung, aber selbst wenn die ganze Arbeitnehmerschaft in diesem Sektor arbeitet, stösst die ›Produktion‹ an eine Grenze. Die maximal erhältliche Menge an personenbezogenen Dienstleistungen ist beträchtlich kleiner als jene, die eine Person in Vollzeitarbeit leisten kann. Denn was eine Person an personenbezogenen Dienstleistungen kauft, muss eine andere Person erbringen, und Kinder, Kranke und Alte sind nicht in der Lage, anderen solche Dienste zu tun. Diese absolute Grenze gilt unabhängig davon, ob die personenbezogenen Dienstleistungen in der Markt- oder der anderen Wirtschaft angeboten werden. Wenn Produktivitätssteigerungen darauf verwendet werden, die bezahlte Arbeitszeit zu verkürzen, so können mehr personenbezogene Dienstleistungen in der anderen Wirtschaft erbracht werden, aber die absolute Grenze bleibt bestehen.

So erscheint Baumols Schlussfolgerung unzulässig optimistisch; es ist überhaupt nicht klar, dass fortgesetztes Wirtschaftswachstum bedeutet, dass alle sich immer mehr personenbezogene Dienste leisten können. Das Problem, mit dem Frauen konfrontiert sind, wenn es um das Erbringen von Sorge geht, wird nicht automatisch durch Wirtschaftswachstum gelöst. Es ist ebenfalls klar, dass staatliche Intervention immer nötig bleibt, um jenen mit tiefen Einkommen den Erwerb von personenbezogenen Dienstleistungen von guter Qualität zu ermöglichen.

Diese kurze Analyse hat einen bislang vernachlässigten Aspekt der anderen Wirtschaft erörtert. Um empirische Untersuchungen zur Beziehung zwischen der anderen Wirtschaft und der Marktwirtschaft zu ermöglichen, ist es unabdingbar, dass feministische Ökonominen Verfahren entwickeln, um die andere Ökonomie zu vermessen. Ein Zugang wäre, die unbezahlte Arbeit zu messen, üblicherweise mittels Zeitaufwand-Studien. Es gibt heute recht vielfältige Literatur über die Messung und Bewertung unbezahlter Arbeit [2], und dies ist für sich genommen ein wichtiges Thema. Unbezahlte Arbeit zu messen kann als Versuch angesehen werden, den Arbeitseinsatz für die andere Wirtschaft zu messen. Es gibt jedoch Schwierigkeiten bei diesem Ansatz. Bestimmte unbezahlte Arbeiten gehören eher zur Marktwirtschaft als zur anderen Wirtschaft, und es ist nicht einfach, die Qualität – im Gegensatz zur Quantität – der unbezahlten Arbeit zu messen.

Da die andere Ökonomie sich mit der Produktion und der Erhaltung von Menschen befasst, könnten Erhebungen zur Volksgesundheit nützlich sein, um die Leistung der anderen Wirtschaft zu messen. Die Lebenserwartung ist ein offensichtliches Mass. Messungen der physischen und psychischen Erkrankungsrate in Populationen vermitteln ein detailliertes Bild der Gesundheitsaspekte, die der Lebenserwartung zugrunde liegen. Messungen der gesundheitsbezogenen Lebensqualität, wie sie Ann Bowling (1991) entworfen hat, wären eine andere Möglichkeit. Aus dem Blickwinkel der anderen Wirtschaft ist die Volksgesundheit ein eigenständiges Anliegen, während Gesundheit aus dem Blickwinkel der Marktwirtschaft nur insoweit wichtig ist, als sie die effiziente Produktion von Gütern beeinflusst.

Ich glaube, dass die Arbeiten vieler Feministinnen aus den letzten Jahren die Idee der anderen Wirtschaft implizieren, besonders in den Debatten über den Wert der Care-Arbeit, über die Versorgung mit Kinderbetreuung und über die Effekte von Strukturanpassungen und Globalisierung auf Frauen. Eine explizite Fokussierung auf die andere Wirtschaft und ihre Beziehungen zur Marktwirtschaft könnte aufzeigen, was das Wesen der feministischen Ökonomie ausmacht.

* Dank

Ich möchte den GastredakteurInnen, und insbesondere Sue Himmelweit, für ihre hilfreichen Kommentare zu dieser Arbeit danken. Ihr Beitrag erschien unter dem Titel ›The Other Economy: A Suggestion for a Distinctively Feminist Economics‹ in ›Feminist Economics‹ 6(1), 2000. Übersetzung: Ina Müller. Übersetzung und Nachdruck mit freundlicher Genehmigung durch Taylor & Francis, UK

Anmerkungen

- [1] Es gibt weitere Gebiete mit produktiven Aktivitäten, wo Produktivitätssteigerungen schwierig sind, weil es schwierig ist, Arbeit mit Kapital zu ersetzen, um zu mechanisieren, obwohl personenbezogene Dienstleistungen kein grundlegendes Element der Produktion sind. Beispiele sind Auto-Reparaturen, weil jedes Auto individuell behandelt werden muss, die Bekleidungs- und Schuhanfertigung, weil die Mode ständig ändert, und die Haushaltreinigung, wo es nicht möglich ist, das Aufheben, Wegräumen und Abstauben zu mechanisieren.
- [2] Siehe z.B. die Spezialausgabe von ›Feminist Economics‹ zu Ehren von Margaret Reid (Bd. 2, Nr. 3, Herbst 1996), in der die meisten Artikel und andere Beiträge davon handeln, wie der Beitrag der unbezahlten Arbeit zur Wirtschaft gemessen wird.

Anmerkungen der Übersetzerin

- 1 Epistemologie = Erkenntnistheorie
- 2 Im Original: New Household Economics
- 3 Im Original: ›Treatise on the Family‹
- 4 Im Original: grants economy
- 5 Im Original: ›the economy of love and fear‹
- 6 Im Original: Help for Working Parents Plan.

Literatur

- Australian Bureau of Statistics (1993): How Australians use their time. Australian Government Printer, Canberra.
- Baumol, William (1967): »Macroeconomics of unbalanced growth: The anatomy of urban crisis.« *American Economic Review* 57 (3), S. 415–26.
- Baumol, William and W. Oates (1972): »The cost disease of the personal services and the quality of life.« *Skandinaviska Enskilda Banken Quarterly Review* 2, S. 44–54.
- Baumol, William and Alan S. Blinder (1985): *Economics: Principles and policy*, 3rd edition. Harcourt Brace Jovanovich, San Diego.
- Bergmann, Barbara R. (1990): »Feminism and economics«. *Women's Studies Quarterly* 18 (3–4), S. 68–74.
- Boulding, Kenneth E. (1981): *A preface to Grants economics: The economy of love and fear*. Praeger, New York.
- Bowling, Ann (1991): *Measuring Health: A review of quality of life measurement scales*. Open University Press, Buckingham.
- Folbre, Nancy (1994a): Children as public goods. Paper presented at the meetings of the American Economics Association, January 3–5, Boston. *American Economic Review* 84 (2), S. 86–90.
- Folbre, Nancy (1994b): Who pays for the kids? Gender and the structures of constraint. Routledge, London.
- Folbre, Nancy (1995): »Holding hands at midnight«: The paradox of caring labor.« *Feminist Economics* 1 (1), S. 73–92.
- Gardiner, Jean (1997): *Gender, care and economics*. Macmillan, London.
- Harding, Sandra (1987): »Introduction: Is there a feminist method?«, in Sandra Harding (ed.): *Feminism and Methodology*. Indiana University Press, Indiana.
- Hartmann, Heidi and Barbara Bergmann (1995): »Get real! Look to the future, not the past.« *Feminist Economics* 1 (2), S. 109–19.
- Himmelweit, Susan (1995): »The discovery of ›unpaid work‹: The social consequences of the expansion of ›work‹.« *Feminist Economics* 1 (2), S. 1–19.
- Hochschild, Arlie Russell (1997): *The time bind: When work becomes home and home becomes work*. Metropolitan Books, New York.
- Jochimsen, Maren and Ulrike Knobloch (1997): »Making the hidden visible: The importance of caring activities and their principles for any economy.« *Ecological Economics* 20 (2), S. 107–12.
- Longino, Helen (1998): *Identity and difference*. Paper presented at the Out of the Margin2/IAFFE Conference 1998, Amsterdam.
- Strober, Myra, Suzanne Gerlach-Downie and Kenneth Yeager (1995): »Child care centers at workplaces.« *Feminist Economics* 1 (1), S. 93–119.
- World Bank (1993): *World Development Report 1993: Investing in health*. Oxford University Press, New York.